

Stadtleben

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **14 (2007)**

Heft 158

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

KULTURMAGAZIN ALS STADTVERGRÖSSERER

Die Region St.Gallen diskutiert über ein Agglomerationsprogramm. Luzern ist einen Schritt weiter: Am 17. Juni wird darüber abgestimmt, ob mit Littau die erste der umliegenden Gemeinden städtisch wird. Die Diskussion befeuert hat das dortige Kulturmagazin.

von Kaspar Surber

«Gross-St.Gallen im Entwurf», so titelte das St.Galler Tagblatt Mitte April. Der Grund für die Euphorie ist ein Agglomerationsprogramm für die Stadt, inklusive Herisau und Gossau, Rorschach und Arbon. Der Anstoss dazu kam von aussen: Das Geld lockt. Im Jahr 2004 war der Gegenvorschlag zur Avanti-Initiative, der weiterhin eine zweite Gotthard-Röhre mit sich gebracht hätte, vom Stimmvolk abgelehnt worden. Unbestritten in der Diskussion waren hingegen anstehende Investitionen in den Agglomerationsverkehr. Ende 2006 öffnete der Bund deshalb einen so genannten «Infrastrukturfonds»: Sechs Milliarden Franken sollen für die Vorstädte ausgegeben werden: 2.5 Milliarden sind für bereits baureife Projekte gebunden, etwa die Zürcher Glattalbahn. Den Rest können jene Regionen gewinnen, die ein Agglomerationsprogramm mit überzeugenden Massnahmen vorlegen. Der Bund zahlt allerdings nur die Hälfte an eine Massnah-

Sofern es den öffentlichen Verkehr fördert und nicht den schlafenden Saurier Südumfahrung weckt, ist das hiesige Agglomerationsprogramm sicher ein erster Schritt.

me – die andere Hälfte müssen Kantone und Gemeinden aufbringen. Im Strassengeviert zwischen St.Gallen, Thurgau und Appenzell machte man sich an die Arbeit.

Vor dieser Ausgangslage darf es nicht überraschen, dass das nun vorliegende Agglomerations- in erster Linie ein Verkehrsprogramm ist: Die formulierten Massnahmen reichen von einer Stadtbahn bis zum Staumanagement. Ganz ohne Einfluss auf die politische und die räumliche Entwicklung dürfte das Programm allerdings nicht sein: Der Bund verlangt für

seine Beiträge weiter einen klaren Ansprechpartner, es braucht also zwischen den Gemeinden künftig eine Koordination. Dazu sind Baubewilligungen von ihrer Erschliessung mit dem öffentlichen Verkehr abhängig zu machen. Bruttogeschosse am Rand können beschränkt werden. Wachsen sollen in Zukunft wieder die Zentren.

In die Offensive

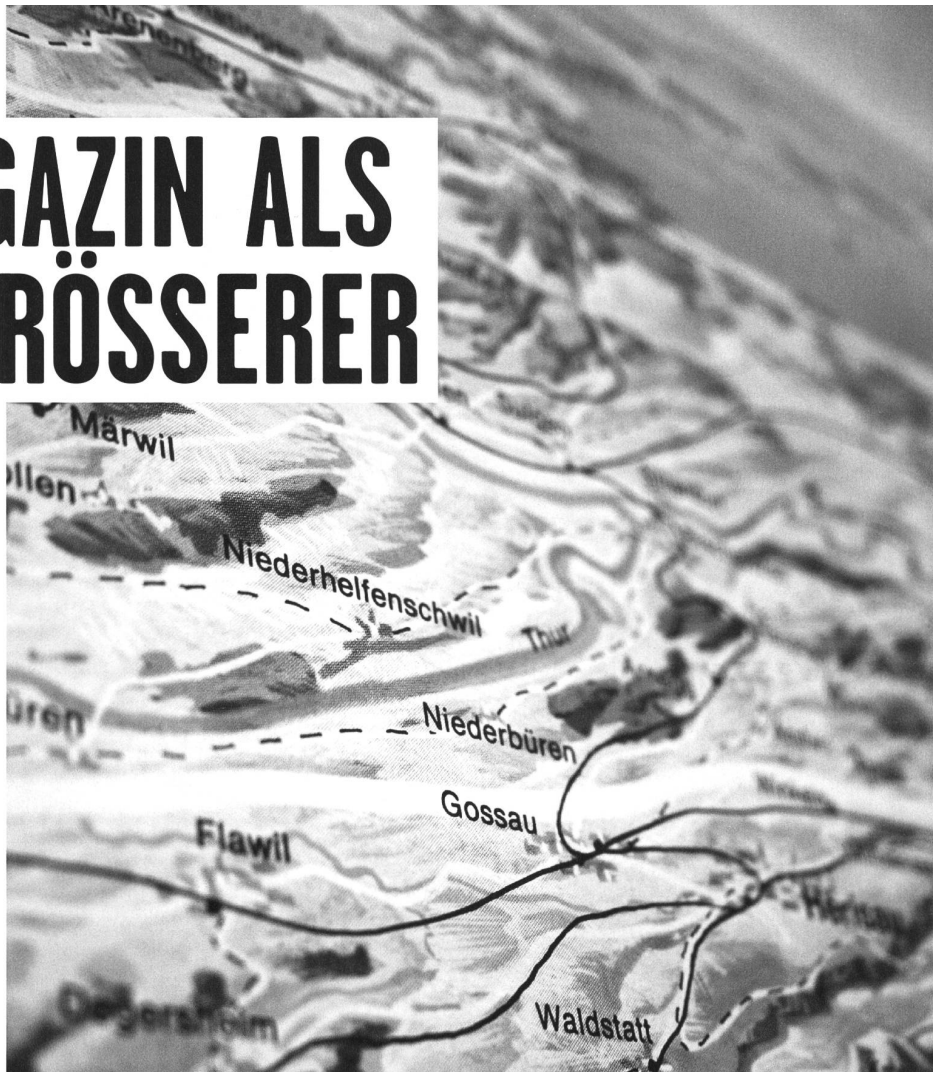
«Big is beautiful», lautete der Titel des Luzerner Kulturmagazins im Mai vor zwei Jahren. Die Ausgabe war ein Plädoyer für einen Zusammenschluss der Stadt Luzern mit den umliegenden Gemeinden. Am 17. Juni kommt mit Littau die erste Fusion zur Abstimmung. «Die Fusion war schon länger geplant. Aber seit unserer Ausgabe trauten sich die Stadt und der Kanton, das Thema offensiv anzusprechen», sagt Christoph Fellmann vom Kulturmagazin. So offensiv, dass mittlerweile eine «vereinigte Stadtregion» mit Adligenswil, Ebikon, Emmen, Horw und Kriens das politische Ziel ist. Nur Meggen (St.Gallerdeutsch: Mörschwil) soll als Steueroase ausgespart werden.

Vor der Abstimmung ist das Kulturmagazin unter dem Titel «Tschau Littau» noch einmal in den Vorort aufgebrochen: In den Gesprächen mit einem Fussballer des FC Südstern, mit dem Abwart des Ruopigen-Zentrums und mit den Frauen vom Walking-Treff Reussbühl wird deutlich: Die politische Einteilung ist im Alltag obsolet geworden, die Agglomeration gehört

zur Stadt. Nicht gesprochen hat das Kulturmagazin mit den Dorfkönigen (St.Gallerdeutsch: Mit den Müllers, Eppers und Freys). «Die Lokalpolitiker sind die einzigen, die ihre Pfründe verlieren und deshalb notorisch vor dem Verlust der örtlichen Identität warnen», sagt Fellmann. Die Bewohnerinnen und Bewohner der Agglo hätten hingegen schon längst eine andere Identität: Ihre Lebensrealität. Mit einem Ja zur Fusion wird gerechnet.

Nun ist Luzern mit St.Gallen nicht ganz zu vergleichen: Historisch fand dort um die Jahrhundertwende keine Stadtvereinigung statt. Das heutige Luzern stösst an seine Grenzen, ein neuer Kulturwerkplatz wird bereits auf Krienser Boden gebaut. Einige der umliegenden Gemeinden, darunter auch Littau, haben zudem einen höheren Steuerfuss. Trotzdem: Sofern es den öffentlichen Verkehr fördert und nicht den schlafenden Saurier Südumfahrung weckt, ist das hiesige Agglomerationsprogramm sicher ein erster Schritt. Doch ein «Gross-St.Gallen» gibt es nur mit politischem Willen. Wie also wäre es mit einem Plädoyer, nächstens in diesem Magazin? Oder im Tagblatt, das mit seinem Regionalteil die neuen Stadtgrenzen bereits gezogen hat und die Diskussion über das Agglomerationsprogramm offensiv führt?

Das Luzerner Kulturmagazin ist zu erreichen unter: www.kultur-luzern.ch. Die erwähnten Ausgaben können im Saitenbüro bezogen werden.



«Gross-St.Gallen» liegt noch in weiter Ferne. Aber der erste Schritt ist getan. Bild: Anna Frei

DEBATTE

FORUM
FRAUENFILM

Feministisch-lesbische Piraterie auf dem Bodensee: Teaba Blumenschein in der Rolle der Piratenkönigin und Ulrike Ottinger als Orlando im Kultklassiker «Madame X - eine absolute Herrscherin» (Ulrike Ottinger, 1977/78).

von Sabin Schreiber

An einem Mittwochabend im April nehmen etwa fünfzig Frauen und zwei Männer im Kinok Platz. Vorne stehen Franziska Bürkler, Monika Lieberherr und Sandra Meier von «Frauen hinter der Kamera» und Esther Quetting, Herausgeberin des soeben erschienenen Buches «Kino, Frauen, Experimente». Es geht um die Geschichte der Schweizerischen Frauenfilmtage. Das Festival hat ab 1989 fünfzehn Jahre lang die Aufmerksamkeit auf das Filmschaffen von Frauen gelenkt und einen weiblichen Blick auf die Welt geworfen. Den Frauenfilmtagen ist es zu verdanken, dass aussergewöhnliche, formal und thematisch gewagte Filme von Regisseurinnen den Weg ins Kino gefunden haben.

Ihren Platz mussten sich die Frauen erst erkämpfen: Die autonome Kinobewegung entstand vor dem Hintergrund des Aufbruchs in den achtziger Jahren. «Kinomachen», unabhängig von grossen Kinoketten und lokalen Kinozaren, war ein politischer Akt. Vor allem für das männliche Publikum stellten die autonomen Kinos Projektionsflächen zur Verfügung, vermittelten ein spezifisches Lebensgefühl und stärkten die Vorstellung einer

gemeinsamen politischen Identität. Doch da waren Frauen, die dem heterosexuell-männlichen Blick Widerspruch entgegensetzten, auch in St.Gallen. Bereits 1983 initiierte Monika Lieberherr eine Frauenfilmreihe im Kino Storch. Das Interesse des Publikums war gross; die Veranstaltung erzielte einen Gewinn. Das Geld kam dem Frauenhaus St.Gallen, dem Haus für geschlagene Frauen und deren Kindern, zugute.

Mitte der achtziger Jahre startete das Kino K59, das heutige Kinok. Monika Lieberherr programmierte jeweils im März so genannte Frauenfilme: Zunächst im Alleingang, später gemeinsam mit andern Frauen. Interessant waren die Reaktionen der sich progressiv verstehenden Kinokollegen, wenn das Thema «Frauenfilme» zur Debatte stand: Der eine rümpfte skeptisch die Nase, der andere spötelte, der dritte begann demonstrativ-desinteressiert mit dem Nachbarn zu schwatzen. Mittlerweile haben sich kulturell und politisch kritisch-aktive Frauen an die verstaubten Sprüche ihrer Mitstreiter gewöhnt. Seit 1991 besteht mit den «Frauen hinter der Kamera» in St.Gallen eine Gruppe, die das Kinopro-

gramm während des ganzen Jahres mitgestaltet. Die Konfrontation mit Identifikationsmöglichkeiten, Rollenmustern und Maskerade enthält Sprengkraft. Dazu gehören Spiel- und Dokumentarfilme, die changierende Identitäten, Verunsicherungen, Irritationen thematisieren. «Frauen hinter der Kamera» ist ein wichtiges Gefäss, das pointiert für Regiearbeiten von Frauen Öffentlichkeit zu schaffen. Damit hat das Kinok als einziges Programmokino in der Schweiz ein Forum für das Filmschaffen von Frauen kontinuierlich beibehalten.

Filme vermögen Genderfragen oder das Aufbrechen von Geschlechtergrenzen in unmittelbarer visueller Form zur Diskussion zu stellen. Das mag irritieren und verstören. Doch die Konfrontation und Auseinandersetzung mit «dem andern» öffnet den Blick für eingeschlifene Muster und scheinbare Selbstverständlichkeiten. Daraus könnte eine Lust entstehen, Konventionen aufzubrechen oder immergleichen Ritualen eine subversive Wendung zu geben.

Esther Quetting, Kino, Frauen, Experimente. Schüren-Verlag, Marburg 2007.

KELLER+KUHN: MAAG&MINETTI. STADTGESCHICHTEN

MINETTI, MIME

Minetti macht keinen Hehl daraus, dass er eine Vorliebe dafür hat, Leute nachzuahmen. Es kann ihm auf der Strasse passieren, dass er sich mit einem Mal, die Brust vorschubend und die Füsse flach aufsetzend, in derselben Gangart voranbewegt wie Selinda Kantor, die einige Schritte vor ihm unterwegs ist. Oder er setzt zum selben erotischen Kopfschwung an, um Rita für den Milchkafee und das zusätzliche Biskuit zu danken, wie es Ana Bela Pinto tut, wenn er an der Hauptkasse des Kaufhauses seinen Einkauf geordnet auf das Transportband legt. Dabei ist nicht zu übersehen, dass bei ihm keine kastanienfarbene Mähne zur Seite fliegt und die erotische Wirkung deshalb bescheiden bleibt. Oder er sieht Oberst Lelli im Stadtcafé seinen Cinzano zum Mund führen, danach mit einer Papierserviette den Mund abtupfen und mit der freien Hand seinen baffo glattstreichen: Schon tut er dasselbe, obwohl sein eigener Schnurrbart nicht annähernd so eindrücklich ist.

Im Bewusstsein, dass missglückte Darbietungen den Mimen hoffnungsloser Lächerlichkeit preisgeben, hat er bisher darauf verzichtet, Maag in sein Rollenrepertoire aufzunehmen. Er hält ihn nicht für einen Menschen mit herausragenden Eigenschaften: ein Sanguiniker, gutartig, wenn man pfleglich mit ihm umgeht,

und widerborstig im umgekehrten Fall. Die Neigung zur Selbstüberschätzung äussert sich nicht nur mental, sondern auch im Auftritt. Er spricht gern und hört sich gern zu, alles durchaus gesellschaftskonforme Eigenschaften. Zugespielt gesagt: Einer anderen Ethnie liesse er sich als Prototyp hiesigen Menschentums präsentieren, sowohl was seine physische wie seine psychische Statur betrifft.

Hier setzt Minettis Hemmung ein: Ist es nicht viel leichter, eine ausgefallene Erscheinung zu karikieren, während es das Schwierigste überhaupt ist, einen Durchschnittsmenschen authentisch darzustellen?

Profundes Rollenstudium wäre die erste Voraussetzung, um ihn echt und glaubwürdig geben zu können. Müsste er sich nicht, von Maag unbemerkt, auf dessen Spuren begeben und ihn beobachten, um ihn sich Schritt für Schritt einzuverleiben, ihn sich zu injizieren? Maag auf der Ringstrasse. Maag im Kaufhaus, vor Warenregalen, an der Kasse. Maag im Stadtcafé, dösend, Zeitung lesend, Kreuz-worträtsel lösend, Kaffee schlürfend. Maag auf der Bank im Zentralpark, im Gespräch mit Willi, am Arbeitsplatz, mit Tauben, mit Hermeling und Konsorten –

Und natürlich auch: Maag in intimeren Situationen. Will er das überhaupt? Maag in der Nase?

Keller+Kuhn (Christoph Keller, St.Gallen/New York, und Heinrich Kuhn, St.Gallen/Paris) arbeiten seit den frühen neunziger Jahren zusammen. Bisher haben sie den Krimi «Unterm Strich» (1994) und den ersten europäischen Faxroman «Die blauen Wunder» (1997) vorgelegt. «Kein Buch für Kutti», der dritte Keller+Kuhn-Roman, wird voraussichtlich im Frühjahr 2008 erscheinen. Seit einiger Zeit entstehen Kurz- und Kurzstexte um die beiden Flaneure Maag und Minetti.

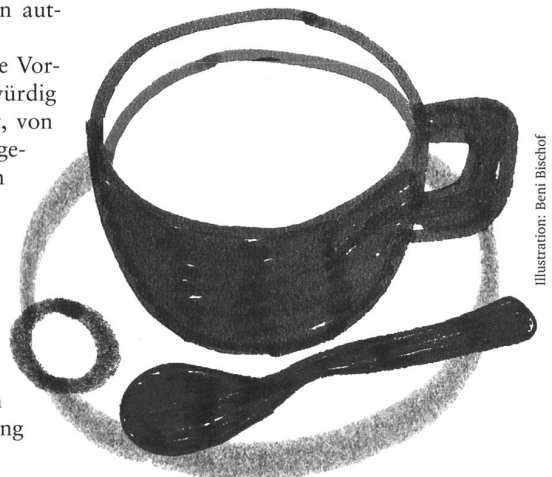


Illustration: Beni Bischof



HAHNENKAMPF ZWISCHEN MONOPOLISTEN

Seit mehreren Wochen beschränkt sich die Filmspalte im «St.Galler Tagblatt» auf das Kinok-Programm. Der Grund ist der Streit zwischen Kitag und Tagblatt. Zulasten des Publikums. von Andreas Kneubühler

Seit Januar gehören die St.Galler Kinos Cine-dome, Corso, Scala, Storchen und Rex nicht mehr dem lokalen Monopolisten Franz Anton Brüni sondern der Kitag, dem mit Abstand grössten Schweizer Kinokonzern. Sichtbar wirkte sich der Wechsel zuerst in der Bekleidung der Angestellten aus, die seither in Kitag-Shirts Billette verkaufen – etwas, das man sonst vor allem vom Personal amerikanischer Schnellimbiss-Ketten kennt. Um den Vergleich etwas zu strapazieren: Zumindest eines geht auch bei der Kitag schnell, nämlich der Wechsel im Programm. Viele Filme sind bereits nach einer Woche aus den Kinos verschwunden. Es gilt offensichtlich die Maxime: Was nicht sofort läuft, fliegt raus. Nostalgisch werden muss man deswegen nicht: In der Tendenz ist die ungemütlich rasche Programm-Rotation nicht neu, bereits in den letzten Brüni-Jahren waren viele Filme bereits wieder abgesetzt, kaum hatte man sie sich vorgemerkt.

Programmkino bevorzugt

Seit dem Besitzerwechsel gab es noch andere Veränderungen - die allerdings weniger augenfällig sind. Eine davon: Die Trigon-Filme («El Viaje», «Lagaan», «Bamako», «Congo River») laufen nicht mehr im Rex oder Scala sondern nur noch im Kinok. Mit einem anderen Verständnis des Kinogeschäfts begründet Trigon-Geschäftsführer Walter Ruggle, dass der Verleih «gut und gern» mit dem Kleinkino an der Grosseackerstrasse zusammenarbeite – und nicht mit der Kitag. Ausschlaggebend sei, wie die Filme präsentiert und gepflegt würden, betont Ruggle. Viele Trigon-Filme bräuchten beispielsweise Zeit, um ihr Publikum zu finden. Und dafür

sei das Monatsprogramm des Kinoks eine ideale Plattform.

Noch etwas ist seit dem Ende der Ära Brüni anders geworden. Im St.Galler Tagblatt ist die Kinospalte verschwunden. Die Liste mit den Lichtspieltheatern der Stadt St.Gallen samt Kurzbeschreibung und Spielzeiten – im Fachjargon «Kinomagnet» genannt – gehört seit eini-

Zumindest eines geht auch bei der Kitag schnell, nämlich der Wechsel im Programm. Viele Filme sind bereits nach einer Woche aus den Kinos verschwunden. Was nicht sofort läuft, fliegt raus.

gen Wochen allein dem Kinok, das sich darüber nicht so recht freuen mag. Es zahlt gleich viel für Inserate, denen längst nicht mehr so viel Beachtung geschenkt wird wie früher. Der Grund für die Informationssperre aus dem Hause Zollikofer ist ein Streit mit der Kitag über die Kosten. Kurz zusammengefasst: Die Kitag will nicht mehr zahlen, das Tagblatt den Platz nicht gratis zur Verfügung stellen.

Familie sorgt für Ordnung

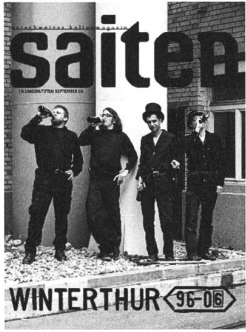
Wie ist es anderswo? Beim «Tages-Anzeiger» findet sich ein Überblick mit dem Programm sämtlicher Zürcher Spielstellen – egal welcher Betreiber; von Kitag bis Xenix. Zusammenge-

stellt wird der Kinomagnet durch die «Werbe&Verlags AG». Den Platz dafür stelle der Tages-Anzeiger kostenlos zur Verfügung, erklärt Geschäftsführer Thomas Berner. Dies sei auch in anderen Zeitungen so, versichert er. «Das gehört zu den Serviceleistungen wie das Fernsehprogramm, da kommt es auch niemandem in den Sinn, dafür Geld zu verlangen.» Ein Vergleich, der nur leicht hinkt. Klar sei zudem, ergänzt Berner, dass die Verleiher ihre Inserate für Filmpremieren nur in Zeitungen schalteten, die den Kinomagneten abdruckten. Die Werbe&Verlags AG ist ein unabhängiges Familienunternehmen mit Sitz in Zürich, das in St.Gallen seit kurzem den «Cinéguide» herausgibt, eine kleine Broschüre mit dem Kinoprogramm samt Kurzbeschreibung der Filme, in der – wie selbstverständlich – neben den Kitag-Filmen auch das Kinok-Programm zu finden ist. Finanziert wird die Übersicht durch Inserenten, unter anderem dem «Tagblatt»-Konkurrenten «20 Minuten».

Fasst man die Sachlage zusammen, dann weigert sich die Kitag Geld zu zahlen für einen Service, den es in anderen Städten gratis gibt. Dem Tagblatt entgehen nicht nur die bisherigen Einnahmen für den Kinomagneten – beim kleinen Kinok macht es pro Monat immerhin rund 900 Franken aus – sondern erhält auch keine Verleihinssrate mehr. Tagblatt-Chefredaktor Gottlieb Höpli machte sich Mitte April in einer Stellungnahme über andere Zeitungen lustig, die angeblich «vor dem imperialistischen Gehabe des Zürcher Kino-Monopolisten in die Knie gegangen» seien. Das Beharrungsvermögen des St.Galler-Zeitungsmonopolisten werden die Kinogänger unter den Abonnenten bestimmt zu schätzen wissen.

OSTSCHWEIZER MEDIENPREIS 2006

AUSZEICHNUNG FÜR SAITENS «LANGSTRE- CKEN-JOURNALISMUS»



Das Ostschweizer Kulturmagazin Saiten hat für das Titelthema zur Stadt Winterthur (September 2006) den Ostschweizer Medienpreis in der Kategorie Reportage gewonnen. Mitglieder der Jury waren Roman Banzer (Präsident), Alex Bänninger, Rita Cathomas-Bearth, Bruno Scheible und Margrit Sprecher. Publizist Alex Bänninger würdigte die Arbeit der Autorinnen und Autoren dieser Nummer (Felix Reich, Bettina Dyttrich, Noëmi Landolt, Etrit Hasler und Kaspar Surber) anlässlich der Preisverleihung am 2. Mai im St.Galler Pfalz Keller wie folgt:

«Die fünf Texte fügen sich zu einer Stadtreportage, die Hintergründe erhellt, Zusammenhänge aufzeigt und Entdeckungen bietet. Ein unspektakulärer Ausgangspunkt führte zu spannend geschriebenen und präzise informierenden journalistischen Leistung. Sie hat sich für den Ostschweizer Medienpreis beispielhaft empfohlen.»

«Der konzentrierte Blick aufs Gaswerk, Kraftfeld und Salzhaus, auf den Fanclub des FC Winterthur und einen Kebab-Kurier weitet sich zum Durchblick auf die kulturelle, politische und soziale Befindlichkeit einer Stadt. Die nüchternen Momentaufnahmen gewinnen die Aussagekraft eines Röntgenbildes. Das Herz Winterthurs schlägt sichtbar und hörbar; sogar seine Seele lässt sich erahnen.»

«Die ausgezeichneten Beiträge stehen in der guten Tradition des Ostschweizer Kulturmagazins Saiten. Der Langstrecken-Journalismus, der recherchierenden Atem und thematische Orientierungssicherheit verlangt, hat auch in Winterthur gewöhnliche Ansichten in ungewöhnliche Einsichten verwandelt.»

Wir freuen uns über diese Anerkennung und werden uns auch in Zukunft mit Freude und Herzblut für den unabhängigen «Langstrecken-Journalismus» in der Ostschweiz einsetzen. Deshalb haben wir mit dem Preisgeld einen Recherchierfonds eingerichtet. «Recherchierender Atem» braucht Geld. Bereits ist eine grosszügige Spende bei uns eingegangen, wir danken herzlich. Auch Sie können mit einem Beitrag in den Saiten-Recherchierfonds helfen, damit uns auf der journalistischen Langstrecke der Schnauf noch lange nicht ausgeht.

PC-Konto: 90-168856-1
Verein Verlag Saiten, 9004 St.Gallen;
sekretariat@saiten.ch

Herzlichen Dank schon jetzt!

MEISTERSTÜCK

URS LEUZINGER

Wir wissen nicht, ob Ötzi – die Gletscherleiche aus der Steinzeit – jemals daran gedacht hat, welches Bild sich die Leute von ihm einmal machen werden. Wir wissen mittlerweile aber, dass das Bild, das wir uns machen, bestens ins Vorabend-Fernsehen passt. Ende Juli geht das Schweizer Fernsehen mit «Pfahlbauer von Pfy» täglich auf Live-Sendung und berichtet über den jungsteinzeitlichen Alltag im Pfyner Hinterriet, wo eine Siedlung getreu den Erkenntnissen der Forschung nachgebaut wird.

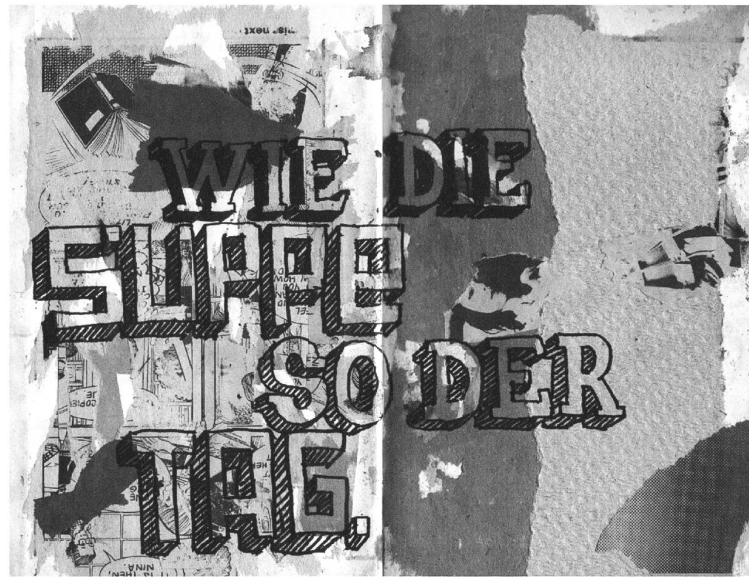
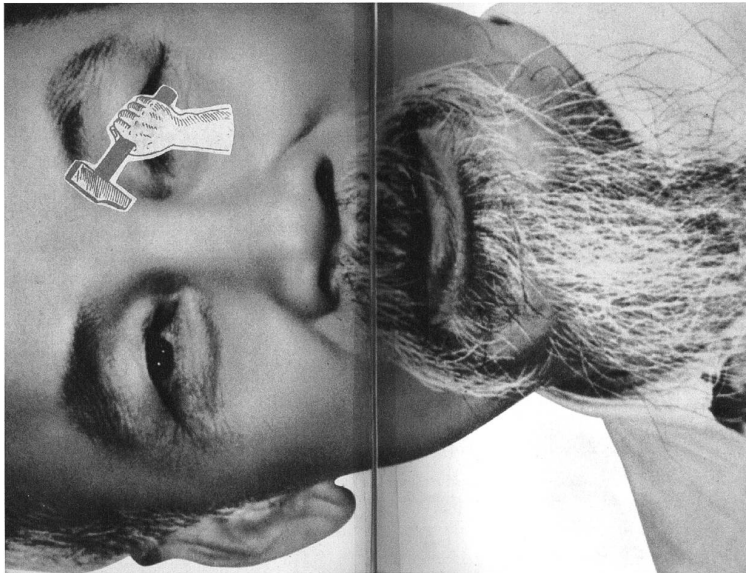
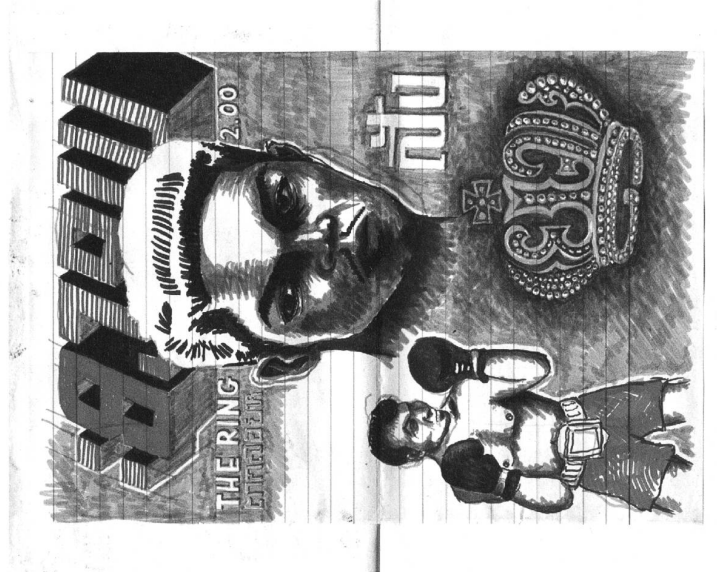
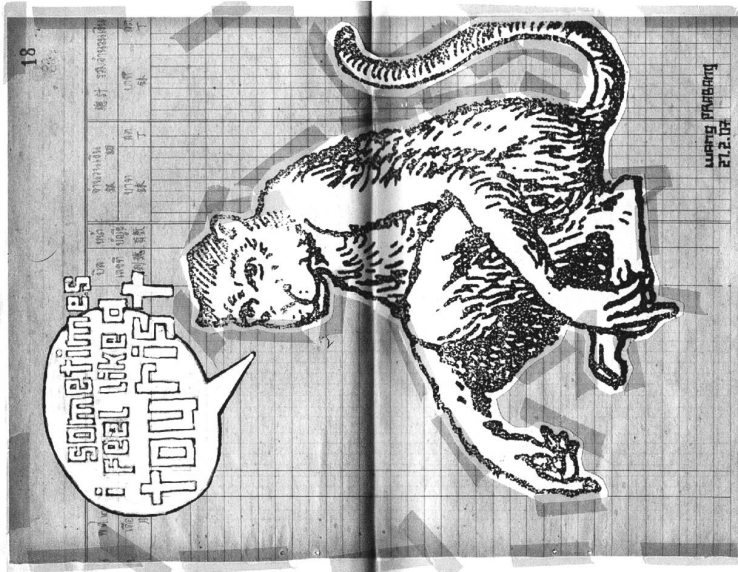
Ohne Urs Leuzinger wäre diese Steinzeit-Telenovela nicht möglich. Der 41-jährige Archäologe ist ein international geachteter Steinzeitforscher und hat von 1993 bis 1995 die Grabung in Arbon geleitet. Sie sorgte in der Fachwelt für Aufsehen. Der aus Basel stammende Konservator des Museums für Archäologie in Frauenfeld bläst mit viel Esprit den Staub aus seinem Fachgebiet. Und er ist der wissenschaftliche Berater des Living Science-Projekts in Pfy. «Wir wollen keine Pfadiübung veranstalten und auch keinen Winnetou-Film drehen», sagt Leuzinger. Als Fachberater der SWR-Produktion «Steinzeit - Das Experiment», die im letzten Sommer im Bodenseeraum abgedreht worden ist und an Pfingsten von der ARD ausgestrahlt wird, hat er bereits mit dem Fernsehen Erfahrungen gesammelt. «Neu ist, dass wir jetzt live aus der Jungsteinzeit berichten. Für die Deutschen ist unter Ausschluss der Öffentlichkeit vorproduziert worden», sagt Leuzinger. Im Hinblick auf das Pfyner-Projekt hat er im Internet einen Blog eingerichtet und bekommt bereits Fanpost. «Weil das gewünscht worden ist, habe ich sogar ein Autogrammfoto machen lassen», amüsiert sich Leuzinger. «Mit dem Museum schaffe ich nie diese Präsenz wie mit dem Internet.»

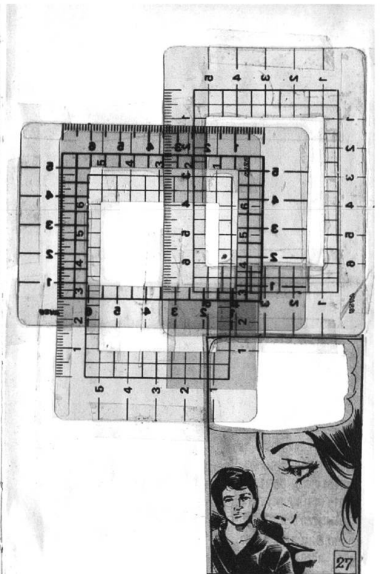
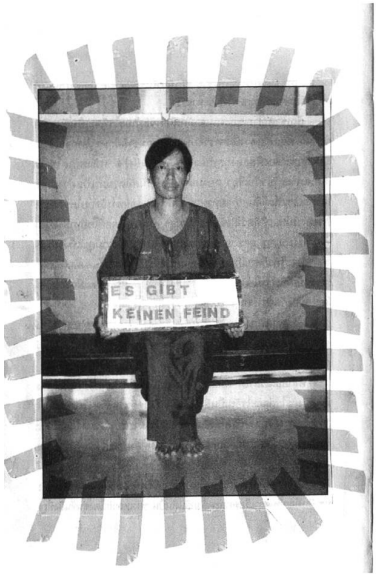
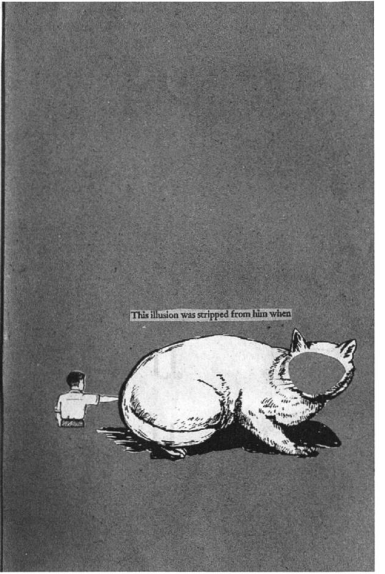
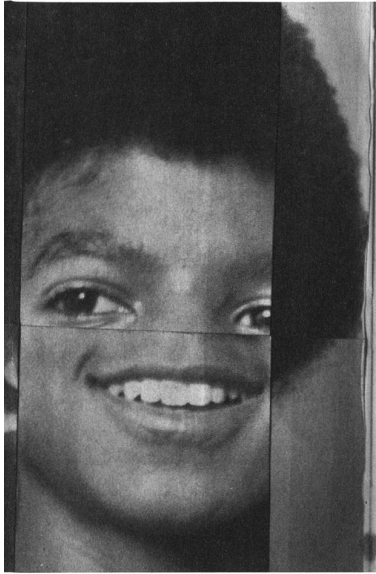
Warum das Interesse an den Pfahlbauern? «Sicher ist es die urmenschliche Frage. Woher kommen wir und wohin gehen wir?», philosophiert Leuzinger. «Hinzu kommt, dass die Technologie der Menschen in der Jungsteinzeit für Menschen von heute versteh- und nachvollziehbar ist. Fast alle haben schon mal ein Lagerfeuer gemacht oder mit Pfeil und Bogen hantiert. Obwohl, bei näherem Hinsehen merken wir, dass die Fertigkeiten der Steinzeitmenschen hoch entwickelt und bestens durchdacht sind.» Ist nicht schon alles bekannt über die Pfahlbauer, so komplex war ihre Lebensart doch nicht? «Wir wissen sehr viel über die Gerätschaften und Nahrungsgewohnheiten der Menschen aus der Jungsteinzeit, weil sich das anhand der Funde und mit dem nötigen detektivischen Spürsinn bei der Interpretation der Ausgrabungen herausfinden lässt. Wir wissen aber praktisch gar nichts über die soziale Organisation dieser Menschen. Es gibt keine Gesetzesbücher, keine Tempel und keine Paläste, die Aufschluss geben könnten. Bestimmt waren die Dorfgemeinschaften organisiert und bestimmt gab es Hierarchien in der Gruppe. Wie schliesslich das Leben aber auf der menschlichen Ebene aussah, darüber können wir nur rätseln», sagt Leuzinger. Wie ernsthaft ist er vom Pfahlbauer-Virus befallen? «Ich kann Berufs- und Privatleben sehr genau trennen. Ich besitze kein einziges Fundstück aus der Steinzeit bei mir zu Hause. Ich sammle französische Impressionisten, habe aber leider noch keinen. Ich sehe mir gerne Actionfilme im Kino an, liebe das Fussballspiel und weiss als Basler immer, wo mein FCB in der Tabelle steht.»

Harry Rosenbaum



Illustration: Rahel Eisenring





Anna Frei, 1982, war Anfang Jahr drei Monate in Kambodscha, Laos, Thailand und Malaysia unterwegs. Anstelle von Fotografien brachte sie das oben abgebildete Reisetagebuch nachhause. Frei ist ab der vorliegenden Ausgabe Saiten-Grafikerin.